

Zur Jahrhundertfeier der Universität Breslau

Rede

gehalten beim Festaktus
am 3. August 1911

von

Theodor Siebs



Ferdinand Hirt

Königliche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
Breslau, Königsplatz 1

1911

REDE
ZUR JAHRHUNDERTFEIER
DER
KÖNIGLICHEN UNIVERSITÄT
ZU BRESLAU

Alle Rechte vorbehalten

Zur Jahrhundertfeier der Universität Breslau

Rede

gehalten beim Festaktus
am 3. August 1911

von

Theodor Siebs



Ferdinand Hirt

Königliche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
Breslau, Königsplatz 1

1911



57465

378

ZBIORY ŚLĄSKIE

Akc p Nr 325 / 72 / S

Eine edle und schöne Feier begehen wir heute: sie gilt unserer Alma Mater Vratislaviensis, der Trägerin höchster Kultur. Gesucht von einer strebenden und lebensfrohen Studentenschaft, geschützt von unserem Staate, geliebt von dem Volke der engeren Heimat, geachtet von der wissenschaftlichen Welt, so steht sie da, umrauscht vom Geisteswehen einer hundertjährigen Geschichte, und ihr blanker Schild strahlt auf uns herab den Ruhm ehrenhafter Arbeit und treuen Suchens nach Wahrheit.

Nach Wahrheit forschen wir, indem wir an jede Erkenntnis eine neue Frage knüpfen, in dem geheimnisvollen und unstillbaren Drange, uns selbst zu begreifen. Woher kommen wir, wohin gehen wir, was sind wir? An der Lösung dieser letzten Rätsel der Menschheit arbeitet, in kühnem Streben über Raum und Zeit die Brücke zur Ewigkeit bauend, gemeinsam die ganze Wissenschaft der Welt, und ihre Organisationen, ihre Pflanzschulen sind die Universitäten, insoweit sie der Forschung dienen. Vor Zeiten konnte man von einer Weltuniversität reden, wie denn Paris im Mittelalter das Zentrum der Gelehrsamkeit war — darüber sind wir hinaus. Ja auch eine deutsche Zentraluniversität haben wir nicht; mit Recht warnte Schleiermacher 1808, daß sie „das größte Unglück wäre, welches nach allen bisherigen den Deutschen noch begegnen könnte.“ Der Ruhm einer solchen könnte wohl seinen Schein in weite Fernen werfen, aber es würde sich keine gleichmäßige wohltuende Helle über alle Lande breiten,

und leicht würden gewisse methodische Formen vorherrschend und in ihrer Einseitigkeit der Entwicklung der Wissenschaft hinderlich werden. Wir haben keine Weltkirche mehr und keinen Weltstaat, aber eine Weltschule; in vielen Tempeln mühen wir uns, lehrend und lernend, der göttlichen Wahrheit zu dienen und suchen uns ihr zu nahen. Ob wir zu ihr die richtigen Pfade wandeln, erfahren wir oft erst spät oder gar nicht. Haben wir aber den Weg, den wir nahmen, als irrig erkannt, so gebietet uns die Pflicht, ihn zu verlassen und es aufrichtig zu bekennen; und wenn wir auch lieb gewordene, heilige Überzeugungen unserer Kindheit opfern müssen, es gilt den Sieg der Wahrheit. Das ist die lautere Treue zur Wissenschaft; wir schulden sie ihr, der göttlichen, uns selber und dem Staate, der mit den Universitäten die Freiheit des Denkens, des Lehrens wie des Lernens, schützt.

Der Staat schenkt den Universitäten vor allen anderen Einrichtungen ein Vertrauen, das schon oft den Neid menschlicher Schwäche herausgefordert hat; er dient sich, wie Wilhelm von Humboldt sagte, am besten, wenn er nur nicht hinderlich ist; wenn er Freiheit läßt den Lehrenden nicht nur, sondern auch den Lernenden. Ihr Geist braucht in den glücklichen Jugendjahren noch nicht in die starren Fesseln des Schematismus geschlagen zu werden, wie sie später das Berufsleben oft anlegen muß. Es sind die kurzen, schönen Jahre, die dem Empfänglichen das ideale Streben bilden und stärken, wo an viele Glückliche die bitteren Notwendigkeiten des Lebens noch nicht heranreten oder doch die Freuden nicht ertöten; die Jahre, in denen sich Hoffnung und Selbstbewußtsein bei den Besten mit innerer Bescheidenheit paaren und dem Dasein Stunden geben, die mit ihrem in die Zukunft strahlenden Schein das ganze Leben vergolden; die Jahre, wo unsere Studenten ihre Geisteskraft ausbilden und ideales Wollen mit akademischem Schwunge und Sinnesfestigkeit zusammen-

schließen gegen Strebertum und gemeinen Erwerbssinn. Die Charakterbildung der intelligentesten Bürger aber ist die sicherste Grundlage der Staatsorganisation, und mit dem Wissen und Können seiner Söhne schafft der Staat sich Macht und Wohlstand. Und der Reichtum, der in das Land strömt, kommt wieder der gesamten Kultur und dem körperlichen Wohle des Volkes zugute und schützt die Wehrkraft des Staates. So konnte und kann die Wissenschaft und ihre Verkörperung, die Universität, im eigentlichsten Sinne dem Staate reichlich die Verluste ersetzen, die ihm die Waffen schlugen, und ein Ausfluß hoher Staatsweisheit war vor hundert Jahren das Wort des königlichen Gründers unserer Universität vom Ersatze verlorener physischer Kräfte durch geistige.

Auch unsere Schlesische Hochschule hat in solchem Sinne gar wohl ihre Pflicht erfüllt, das bezeugt ihr in Liebe der Dank der engeren Heimat, der sie viele ihrer Besten für das Leben gestählt hat. Mit der Provinz Schlesien und der Stadt Breslau ist die Universität durch ihre Schicksale und Hoffnungen innig verbunden. Aus schlesischem Boden hat sie ein gut Teil ihrer Kraft gesogen, um die Söhne des Landes zu nähren und zu lehren. Und wollen wir, wie es an Ehrentagen Brauch, heute unserer Alma Mater Werden und Wollen künden, so gilt unser Wort vor allem ihrer Heimat und der Zeit, in der sie erwachsen ist, dann aber auch ihrer Entwicklung und den Zielen, denen wir zustreben.

Nicht überall steht das Land östlich der Elbe in gutem Rufe, sei es, weil es wegen seiner Lage im Osten dem übrigen Deutschland zu wenig bekannt oder weil die Bevölkerung nicht so rein deutsch ist wie dort. Der Schlesier empfindet diese übertriebene Mißschätzung mit Unmut, denn eine ruhmvolle politische und Geistesgeschichte redet zu uns von diesem Lande. Zu Tacitus' Zeit wohnten hier Germanen, die Lugier und die Silingen; sie gehörten

zu den Vandalen, und mit ihnen sind sie nach Süden gezogen. Im 5. oder 6. Jahrhundert war das Land rein slawisch geworden, geteilt zwischen Polen und Wenden, und um das Jahr 1000 erinnert nur noch der Name des pagus Silensis um den Zobtenberg oder Slezi, wo wir hier wohnen, an die germanischen Silingen. Durch friedliche Arbeit deutscher Siedler aber ward uns das Land im 12. und 13. Jahrhundert zurückgewonnen. Augustiner und Cisterzienser gründeten Dörfer mit deutschem Recht; unter den schlesischen Herzögen, die durch Heirat mit den erlauchtesten deutschen Fürstenfamilien verbunden waren, kamen deutsche Ritter ins Land; der Zuzug aus thüringischen und fränkischen Gegenden ward gefördert. Die Städte erblühten. Auch Breslau, um 1214 nur ein Dorf, ist nach dem Mongoleneinfall 1248 als herzogliche Stadt bezeugt. Und wohl war Schlesien harten Fleißes wert. Goethe meint, daß dieses „zehnfach interessante Land“ ein „sonderbar schönes, sinnliches und begreifliches Ganze“ macht, und mit Recht hat von Schlesien der treffliche Gelehrte Johann Friedrich Zöllner vor etwa hundert Jahren gerühmt: grenzte es gar an ein Meer, so umfaßte es als eine leicht zu überblickende Enzyklopädie alles, was sehenswert sei. Die Berge boten Granit, Sandstein und Basalt; auch der kostbare Nephrit findet sich; des schlesischen Bergmanns Mühe, die einst Arsen, Blei, Zink und Eisen, ja selbst Gold und Silber zu Tage förderte, lohnt heute besser der Abbau der Steinkohle, deren unermeßliche Schätze Oberschlesien birgt. Städte stiegen mit ihnen aus der Erde empor. Eine große Industrie versorgt In- und Ausland. Die Technik hat einen glänzenden Aufschwung genommen, und ihre Bedeutung für Schlesien ist noch vor kurzem bei der Gründung einer Hochschule anerkannt worden, deren Erblühen wir mit schwesterlichem Gefühl schauen. Goethe erzählt uns, wie er die erste Dampfmaschine sah, die seit

1788 in Tarnowitz betrieben ward — heute sind in Schlesien an 30 000 in Gang. Die Handindustrie der Spinnerei und Weberei hat, nach einer bitteren Übergangszeit, der die Baumwolle nutzenden Textilindustrie weichen müssen, und hundert neue Zweige eines über das ganze Land sich breiten Gewerbefleißes sind entsprossen. Das Wasser-Netz Schlesiens kommt der Industrie und einer immer mehr sich ausbildenden Schifffahrt zugute, und man beginnt die Unterlassungssünde von Jahrhunderten zu sühnen, indem man den Übermut des Wassers bricht und den Strömen ihre ruhigen Wege weist. Dem wilden Reiz der Wälder gebietet eine vorsorgende Forstwirtschaft, sie schützt den Ertrag des Holzes und den Reichtum an Wild. Große Strecken Ödlandes sind urbar gemacht worden; solchen Gewinn gegenüber bedeuten die durch den Bergbau verursachten Schäden wenig. Im letzten Jahrhundert noch hat sich der Anbau der Feldfrüchte stark gemehrt; vor allem der Rübenbau, der mit schwunghafter Zuckerindustrie sich verbindet. Gemüse- und Obstzucht wird vielerwärts gepflegt; selbst die Rebe, einst von den deutschen Siedlern in weiten Strecken Schlesiens angepflanzt, blüht noch heute auf den sandigen Gefilden Grünbergs. So sehen wir auf allen Kulturgebieten, besonders seitdem das Land unter Friedrich dem Großen preußisch geworden war, gewaltige Fortschritte. Ihnen entspricht die Zunahme der Bevölkerung, die in den letzten hundert Jahren in Schlesien von noch nicht zwei Millionen auf gegen fünf, in der Stadt Breslau von 60 000 auf mehr als eine halbe Million angeschwollen ist.

Mit Stolz aber dürfen wir sagen: nur deutsche Arbeit hat dieses einst slawische Land in sechshundert Jahren auf seine Höhe gebracht; und wie in all dieser Zeit der Sinn der Schlesier, selbst in den schwersten Tagen des Vaterlandes, deutsch gewesen ist, so auch die Blüte der Kultur, Kunst und Wissenschaft. Das aber ist verheißungsvoll

für die Aufgaben der Zukunft, wie es wichtig ist für die Bedeutung der Vergangenheit, denn von deutscher Stammesreinheit ist in Schlesien nicht zu reden: vom höchsten Adel bis zum niedersten Volke ist die Mischung mit den eingesessenen Slawen außerordentlich stark gewesen. Das zeigt sich äußerlich in den Orts- und Personennamen; doch auch der Volkscharakter lehrt es, der den reindeutschen Stämmen das gemütreiche und gutmütige dankt, dem Slawen das höfliche, heitere, bewegliche, die Liebe zu Poesie und Musik. Rein deutsch aber sind in den meisten Gebieten die Volksüberlieferungen kultureller Art, Sitte, Brauch und Sage, und vor allem die Sprache, die Mundart, die der Schlesier, trotzdem sie sein deutsches Gut ist, leider oft mißachtet; ein echt deutsches Kleinod auch ist das Volkslied, im Grunde ja eine Gabe hoher Kunst, wie sie von Schlesiens Dichtern seit frühen Tagen geübt ward.

Wir denken uns in die Zeit um 1270. Heinrich IV., Herzog von Schlesien und Herr von Breslau, hält hier Hof, gepriesen weit über die Grenzen seines Landes als tugendhaft und wohlbelesen, mildtätig und kraftvoll, ein kunstgeübter Minnesinger.

„Sie wird mir reiche Freude geben
Und ist mir höchsten Glückes Schrein;
Könnst' ich, o Gott, zu ew'gem Leben
Mit meinem Lieb vereinigt sein!
Wie wär mein Dasein dann beglückt!
Mir ist, wenn ich Dich, Liebste, schaue,
Die Welt mit Rosen rings geschmückt.“

Im Gang der Jahrhunderte mochte solch feine Bildung der Fürsten auf weitere Kreise wirken. Das Land erstarkte, die Stadt Breslau erwuchs zur Höhe ihrer Kraft. Reich und geachtet steht sie im 16. Jahrhundert da, und von der

geistigen Bedeutung Schlesiens konnte Melanchthon, der Präceptor Germaniae, in seiner „Praefatio catecheseos scholae Goltpergensis“ rühmen, kein deutscher Volkstamm habe gelehrtere Männer und sei so lernbegierig wie die Schlesier, die voll Talent seien für Poesie und Beredsamkeit. Und sie haben, wie kein anderer Stamm, gesorgt, daß in unserem Vaterlande des Geistes Saat nicht völlig vernichtet ward durch die Wetter des dreißigjährigen Krieges. Als Schlesien wie so manches andere Gebiet verheert ward durch die unseligen Folgen des Glaubenshasses und den mißleiteten Sinn undeutscher Kaiser, da einten sich ein mit geistigen Ansprüchen auftretendes Bürgertum, ein empfänglicher Adel und ein tüchtiger Gelehrtenstand zur Pflege von Dichtkunst und Wissenschaft. Zwar mochten diese beiden Geistesschwestern wohl einander schaden; wir dürfen jedoch der schlesischen Poeten Wert nicht unterschätzen. Dem beispiellos mächtigen Einflusse eines Martin Opitz danken wir die Einführung reicher und geordneter ausländischer Formen; seine geistlichen Lieder sind nicht ohne Schwung, und ihm ist auch manch ein geschmackvolles weltliches Lied gelungen; wenn er singt: „wozu dienet das Studieren, als zu lauter Ungemach?“, so trifft er den Ton unserer besten Studentenlieder. Der treffliche Andreas Gryphius ist wahrlich, bei all seinen Verirrungen, ein Dichter von Kraft und Phantasie und gottbegnadetem Humor. Und beider Zeitgenosse und Landsmann Friedrich von Logau (den uns späterhin Lessing wiederschicken sollte) bezaubert uns noch heute durch so manches seiner Sinngedichte; kein anderer weiß wie er deutsche Art in kernigem Wort zu geben:

„Deutsche mühen sich jetzt hoch,
Deutsch zu reden rein und fein;
Wer von Herzen redet deutsch,
Wird der beste Deutsche sein.“

Auch der tiefe, mystische Angelus Silesius lebte damals in Breslau und sang seine „Heilige Seelenlust der in ihren Jesum verliebten Psyche“, und der fromme evangelische Johann Heermann reimte hier seine „Sonn- und Festtagevangelien.“

Viele schmückte damals der kaiserliche Dichterlorbeer. Freilich, die hohe, die göttliche Dichtkunst schlief — das Dornröschen, das erst nach mehr denn hundert Jahren Goethe, der strahlende Jüngling und Held, wachküssen sollte. Wohl aber war Schlesien und namentlich Breslau ein Mittelpunkt der deutschen Literatur, wie in früheren Zeiten keine andere Stätte. Und ehrenvoll haben sich seitdem Schlesien und die Schlesier behauptet. Es sei gedacht des großen Lyrikers, des unglücklichen Johann Christian Günther, dessen reiche Begabung so früh verfallen sollte. Unvergessen auch sei, daß die beiden besten unserer Lustspiele eng mit Schlesien verknüpft sind: in Breslau hat Lessing seine „Minna von Barnhelm“ geschaffen, und der Dichter der „Journalisten“, Gustav Freytag, war Schlesier und hat an unserer Hochschule gewirkt. Und gerade das ist ein Ruhm unserer schlesischen Dichtung, daß sie die deutscheste unter den Schwestern ist. Denken wir an die „Lieder des Erwachenden“ des edlen Grafen von Strachwitz; und Hoffmann von Fallersleben, der als Germanist an unserer Universität lehrte, — mag ihn auch widriges Geschick, nicht ohne sein Verschulden, auf die Bahn der Unzufriedenen gedrängt haben, — er war doch ein Mann von Kraft und Eigenart, der Dichter des Liedes „Deutschland, Deutschland über Alles“. Denken wir an die „Ahnen“, an „Soll und Haben“, an die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ von Gustav Freytag, an die im Volke lebenden Lieder des Schlesiers Karl von Holtei, an den noch heute so geliebten Sänger des deutschen Waldes, Joseph von Eichendorff; und vor allem an ihn, der nicht in Schlesien geboren ist, den wir aber

noch heute ganz den unseren nennen, an Felix Dahn, dessen Phantasie die ruhmvollen Geschicke der germanischen Vorzeit mit Zauber umwoben, und der wie kein anderer im Liede die hehren Gestalten unseres alten Heldenkaisers, unseres Bismarck und Moltke gepriesen hat. Die Liebe und Verehrung, die diesen Dichtern bei uns geworden ist, bezeugen den guten Geschmack für Poesie im schlesischen Volke, der niemals in modischer Überschätzung der Tagesrichtungen, sei es eines phantasiearmen Naturalismus oder eines unklaren Symbolismus, den Einflüssen der Reichshauptstadt blind gefolgt ist. Und so herrscht auch von je ein gesunder Sinn für die bildende Kunst: sie sah ihre Höhe in einer edlen Gothik des 14. Jahrhunderts, in einer früh einsetzenden Renaissance und einem blühenden Barockstil der vorpreußischen Zeit, dessen schönstes Bild unser Universitätsbau bietet.

Von Schlesien im besonderen gilt das Wort, mit dem Brentano Deutschland rühmte:

„Weißt du zu wehren dich und auch zu nähren,
So weißt du herrlicher doch noch zu lehren,
In deinen Kreisen stehn verbündet
Die hohen Schulen fest gegründet,
Und heben ernst ihr Haupt in hohen Ehren.
Fleiß ziert Deutschland,
Wenn es nähret,
Treu ist Deutschland,
Wo es wehret,
Groß ist Deutschland,
Wenn es lehret:
Pflug und Schwert und Buch es ehret.“

In Schlesiens und Breslaus größter Zeit, im 17. Jahrhundert, ist die Kunst gar oft durch das Gelehrtentum vergewaltigt worden. Es ist bezeichnend, daß man von schlesischen Dichterschulen redet. Herrschend war die zunft-

mäßige Schulgelehrsamkeit, und mit dem Wohlstande wuchs in weiten Kreisen die Bildung. Schon in das 13. und 14. Jahrhundert reicht die Gründung schlesischer Schulen zurück, die später als Gymnasien berühmt werden sollten, wie die Schulen zu St. Elisabeth und Maria Magdalena in Breslau, Peter und Paul in Liegnitz und Nicolai in Glogau. Fast zu gleicher Zeit schon finden wir in Schlesien Geistliche und Juristen, die in Bologna, und wohl auch Ärzte, die in Salerno gebildet waren; anderseits aber spielen auswärts schlesische Gelehrte eine bedeutende Rolle, wie in Prag Heinrich von Münsterberg, der erste Rektor der Universität Leipzig. Man braucht auch nur der Namen eines Valentin Friedland, genannt von Trotzendorf, und eines Thomas von Rhediger zu gedenken, um den hohen Stand der Bildung in Breslau zu ermessen. So hat man auch schon um 1426 und, ernstlicher, um 1500 an die Gründung einer Universität gedacht, und eine Stiftungs-urkunde vom 20. Juli 1505 war vom König Wladislaw bereits unterzeichnet; doch heißt es, Eifersucht, besonders der Universität Krakau, habe die Genehmigung durch Pabst Julius II. zu verhindern gewußt.

Fast zweihundert Jahre später erst wurde die Gründung einer Universität zur Tat: die Schule der Jesuiten, der Leopold I. 1659 die kaiserliche Burg übergeben hatte, wurde auf Betreiben des Jesuitenpaters Friedrich Wolff am 21. Oktober 1702 zur Universitas Leopoldina erhoben und am 15. November inaugurirt. In Breslau erregte das gewaltige Aufregung: da die Stadt überwiegend protestantisch war, wollte man keine katholische Universität und brachte die sonderbarsten Gegengründe vor: die Universität mit ihrer Exemption würde das Schmuggeln begünstigen, die Studenten würden die Bürgerschaft bei Tag und Nacht kränken und überfallen; die meisten Leute würden die Stadt quittieren, der Handel würde sich nach der Lausitz ziehen, Breslau werde bald entvölkert sein.

Am 19. Mai 1728 ward der Grundstein zum Universitätsgebäude gelegt, das noch heute unser Stolz ist und weiterer Verschönerung harrt. Nur zwei Fakultäten, die theologische und die philosophische, wurden konstituiert. Unter den Professoren hat Einmütigkeit geherrscht, unter den 126 Studierenden im Gegensatze zu mancher anderen damaligen Universität Zucht und Sitte, und an ihnen ist Breslau nicht zu Grunde gegangen. Aber die Wissenschaften wurden kaum gefördert, es war eine lehrende, keine forschende Anstalt; die Institute waren mangelhaft, die Professoren meist amtsmüde Geistliche oder Lehrer, die frisch belebende Einrichtung des Privatdozententums fehlte, den Studenten waren die Kollegien vorgeschrieben. Mochte man auch bei festlichen Anlässen diese Hochschule preisen, so war doch allen Kundigen ihr Verfall klar. In Berlin dachte man ernstlich an eine Reorganisation, besonders seitdem durch das Edikt vom 30. Oktober 1810 die Einziehung aller Klöster, Stifter und Balleien gesichert war. Da trat unerwartet eine andere Wendung der Dinge ein.

Im Juli 1807 war der Friede zu Tilsit geschlossen, der demütigendste, der je für Preußen zu Stande kam: er vernichtete den Staat des großen Friedrich und entriß Preußen alle westelbischen Provinzen. Von den Universitäten blieben ihm bloß zwei, deren jede nur etwa dreihundert Studenten hatte: das Kant-berühmte Königsberg und die älteste, die vom Hohenzollern Kurfürst Joachim I. 1506 gegründete Viadrina zu Frankfurt an der Oder. Und als nun der herrliche, mutige Plan, alle Kraft an die in neuem Geiste geschaffene Universität Berlin zu setzen, zur Tat geworden war, da war das Schicksal des nahen Frankfurt besiegelt. Obschon Wilhelm von Humboldt für die Hochschule, an der er einst studiert, eintrat und nicht altes Gut zerstören wollte, bevor genügend Ersatz gegeben sei, so handelte es sich doch nur darum, ob Frankfurt mit Berlin verschmolzen oder an einen Berlin ferneren Ort verlegt werden solle. Da scheint

in einer Immediateingabe des Ober-Konsistorialsrats Johann Wilhelm Heinrich Nolte, am 20. Oktober 1808, zuerst der kühne Gedanke aufgetaucht zu sein, die alterschwache reformierte Universität Frankfurt mit der nie zu Kräften gekommenen katholischen Leopoldina zu vereinigen. Greifbare Gestalt gewann dieses hochsinnige und in seiner Neuheit geniale Projekt erst in der Denkschrift von Süvern vom 12. Februar 1811. In Frankfurt erregte das große Bestürzung: zwar lag die Wissenschaft gar sehr darnieder, und die Stadt hatte stark unter dem wüsten Treiben der Musensöhne zu leiden gehabt, die der akademische Senat im 17. Jahrhundert mit den kräftigsten Ausdrücken titulierte, und über die er sich noch im 18. Jahrhundert hilflos beim Könige beklagt hatte. Aber es war doch eine Universität von altem Ruhme, bedeutende Lehrer hatte sie gehabt, und sie durfte manch herrlichen Namen ihrer Söhne preisen, von Ulrich von Hutten über Martin Opitz bis auf Heinrich von Kleist und die Brüder Humboldt. Und wie die Trauer über den Verlust in Frankfurt groß war, so die Freude in Breslau und Schlesien; hier knüpfte man die höchsten Hoffnungen für Wissenschaft und Leben an die Neugründung. Am 24. April wurde die Verlegung durch Kabinettsordre genehmigt und eine Auswahl von 10 Professoren wurde nach Breslau berufen; nachträglich wurde auf sein „dringendes Verlangen“ auch noch der Jurist Madihn mitgenommen, freilich mit der Mahnung, „sich auf eine höhere Stufe zu erheben und den Geist, der in Frankfurt geherrscht, nicht nach Breslau zu übertragen“. Und wie die Gelehrsamkeit oftmals gegen den Strom schwimmen muß, so fuhren nun Ende Juli die wissenschaftbeladenen Kähne die Oder aufwärts, daß an neuer Stätte dem Studium in neuem Geiste ein Heim bereitet sei. Zu den 10 Frankfurter und 13 Breslauer Professoren wurden noch tüchtige von auswärts berufen, 15 an Zahl, und am heutigen Tage vor hundert Jahren ward der Plan der Vereinigung vom

Könige genehmigt, zum ersten Rektor ward der Mediziner Berendt, zum Kurator der Direktor der Generallandschaft, Graf Haugwitz ernannt, und der vereinigten Viadrina und Leopoldina ward als neuer Name gegeben „Universitas Litterarum Vratislaviensis“. Das Wort Vratislaw heißt zu deutsch „Wenderuhm“ und meint den, der siegend den Ruhm anderer wendet: der Name soll uns ein gutes Omen sein, daß der Ruhm unserer Hochschule allezeit siegreich leuchten möge.

Eine neue Anstalt sollte sie sein, von neuem Geiste erfüllt. Vor Jahrhunderten schon hatten die hohen Schulen einmal eine große Wandlung durchgemacht. Im 12. und 13. Jahrhundert blühte die scholastische Wissenschaft, und ihre Pflegestätten wurden dereinst als *studium generale* oder universale bezeichnet. Die Genossenschaften der zum Studium dort Lebenden aber wurden *universitates* (*scholarium*, oder *magistorum et studentium* — im Gegensatz zur Bürgerschaft, der *universitas civium*) genannt, und von ihnen ist der Name Universitas dann für die Schulen selbst üblich geworden. Und nach dem Muster der Schulen Italiens und Frankreichs, namentlich von Bologna und Paris, haben sich auch in Deutschland die Universitäten und ihre Verfassung herausgebildet. Die Scholastik hatte die Antike zur Dogmatisierung ihrer Lehren verwendet; ein neuer Geist aber sollte mit dem Humanismus einziehen, der nun in den Alten die Ideale des Menschentums sah. Eine Zeit der Wiederaufnahme römischer Antike begann, die für Deutschland gegen 1500 segensreich ward. Eingehendes Studium der alten Sprachen und Interpretation förderte die Freiheit des Denkens an den Universitäten, namentlich an den protestantischen, und die furchtbaren Glaubenskämpfe und ihre politischen Folgen brachten die Einsicht der Toleranz. So konnte sich allmählich der Gedanke der freien Forschung entwickeln. Im 18. Jahrhundert hatten die Führung in solchem Streben freilich nicht die Universitäten; aber um

die Wende zum 19. Jahrhundert teilte es sich ihnen mit, und so kam eine herrliche Erhebung. Die Zeit der Aufklärung war vorangegangen, jener „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“. Wie in Holland und England hatte ein freier Geist sich geltend gemacht, und in Preußen hatte ein großer König regiert, der erklärte, er sei der erste Diener seines Staates und in seinem Lande könne jeder nach seiner Façon selig werden. Die ganze aristokratische Größe neuhumanistischer Bildung, wie sie im Klassizismus Goethes und Schillers liegt, war — ganz besonders durch deren Geistesgenossen Wilhelm von Humboldt — dem preußischen Unterrichtswesen vermittelt worden. Rousseaus Gedanke „zurück zur Natur“ hatte auf Herder und durch ihn auf die Romantik gewirkt; das Revolutionäre, das Individuelle und das Empfindsame hatte seinen Einfluß geübt. Nur nach solchen Entwicklungen sind Männer wie Humboldt, Fichte und Schleiermacher, unser großer Breslauer Landsmann, zu verstehen. Nie genug können wir ihnen danken! Preußen gewann die Führung: die Gründungen von Berlin, Breslau, dann Halle-Wittenberg 1817 und Bonn 1818 nach dem Grundsatz, freie Forschung und Lehre mit einander zu verbinden, sind vorbildlich für ganz Deutschland geworden. In jenen Tagen, wo manche die Universität zu beseitigen oder nach dem Muster fremder Länder durch Fachschulen zu ersetzen trachteten, hat man ihr neues Leben gegeben, indem man die Lernenden unter den alles belebenden Einfluß des selbständigen Forschens stellte. Das ist es, was Deutschlands Universitäten und seine Wissenschaft groß gemacht hat: möge niemals die edle und fruchtbare Verbindung von Forschung und Lehre getrennt werden!

In solchem hohen geistigen Streben ist unsere Universität gegründet und hundert Jahre lang gepflegt worden: das Reis, das in Schlesiens Erde gesenkt ward, ist zu einem

mächtigen Baume erstarkt. Die Menge der Studierenden ist gewachsen; und ist auch die Zahl der Schüler nie ein Gradmesser für den Wert der Anstalt, so mag doch gesagt sein, daß wir von 218 im Wintersemester 1811/12 über 775 im Wintersemester 1860/61 und 1361 im Wintersemester 1885/86 auf 2804 im gegenwärtigen Semester gestiegen sind.

Zu dieser Steigerung freilich hat ein klein wenig der vor einem Menschenalter noch nicht geahnte Zuwachs der studierenden Frauen beigetragen. Ob er anhalten wird? Dante sagt im Convivio: „Was gibt es beim Weibe Schöneres als das Wissen?“ Und doch, in der Krone der Menschheit — so preist schon alter Sang die Frau — glänzen so viele hellere Edelsteine, daß von ihnen der eine gar matte des Wissens überstrahlt wird. Der Zukunft lassen wir die Entscheidung, dem Kollegen, der heute in hundert Jahren, wenn wir alle Staub sind, über die Schicksale zweier Säkula berichten wird; sollte es aber eine Kollegin sein, so möge sie mit lächelnder Milde der dunklen Zeiten gedenken, wo Männer das Wort führten.

Nur bei genauer Erwägung der einzelnen Posten ließe sich völlig würdigen, daß der Staatszuschuß von 170 108 Mark im Jahre 1812/13 über 257 409 Mark im Jahre 1861 auf 1 602 952 Mark im Jahre 1910 angewachsen ist, oder daß die Summe für die Institute von 44 223 Mark im Jahre 1812/13 über 88 953 Mark im Jahre 1861 auf 1 280 210 Mark im Jahre 1910 gestiegen ist. Die mannigfachen — nicht nur wissenschaftlichen — Gründe solcher Steigerung lassen sich hier nicht erörtern. So genüge es zu sagen, daß überall ein rüstiger Fortschritt zu spüren ist. Wir danken dem Staate, der in weiser Fürsorge reiche Geistesarbeit in Breslau sich hat entfalten lassen; wir denken der hohen Gestalten unseres Königshauses, unserer Schutzherren; wir schauen im Geiste die Männer, die das Evangelium der Arbeit verkündet und die seinen Segen genossen, die an dieser Stätte gelehrt und sie, die hier gelernt haben und

der Stolz unseres Volkes geworden sind — sie alle, deren Pulse der Rhythmus der Arbeit frisch lebendig schlagen ließ.

Aber der Wert, solch ein Jahrhundert der Arbeit zu überblicken, liegt nicht im Gefühle des Stolzes, sondern darin, daß wir bescheiden werden, klein und demütig. Die Bedeutung des Augenblickes wird gering, und die Urteile der Gegenwart werden verklärt durch das Licht der Geschichte. Manch einer, der zu seinen Lebzeiten als hervorragender Gelehrter galt, dessen Gewicht schnell in die Höhe, und mancher, dem Schulrichtungen und Mode entgegenwirkten, kommt zu Ehren. Mit Humor lernen wir lächeln über den einen, weil er beim Flüchtigen Rat sucht und die äußeren Ehren überschätzt, oder über den anderen, der in seiner Kleinarbeit dem Weltgeiste näher zu sein glaubt. Gewiß wird nur der das Große erkennen, der das Kleinste nicht verachtet; die höchste Aufgabe des Universitätslehrers aber kann nur der erfüllen, der die großen Gesichtspunkte nicht aufgibt. Und wollen wir nun gar nur diejenigen nennen, die — wie unser Bunsen oder Mommsen — für die Zukunft wichtige Entdeckungen gemacht, neue Forschungsmethoden eingeführt oder neue Gebiete angebaut haben, wie wenige bleiben ihrer da aus einem Jahrhundert! Oder auch derer, die durch Lehrgabe oder Persönlichkeit ganz besonderen Einfluß geübt haben; denn nicht nur der Forscher, sondern auch der Lehrer und der Charakter wird bedeutsam, wenn es gilt, dem Staate Persönlichkeiten zu erziehen, wie er sie als Diener braucht.

Der Staat freilich ist, wie Kant in seiner geistvollen Schrift „Der Streit der Fakultäten“ ausgeführt hat, in erster Linie an den Gegenständen der sogenannten oberen Fakultäten interessiert, der theologischen, juristischen und medizinischen; ihnen steht als untere die Fakultät der artes liberales gegenüber, die das Trivium und Quadrivium umfaßte und später, da die Dialektik sich besonders mit der Philosophie beschäftigte, die philosophische genannt wurde.

Nur deswegen hieß diese Artistenfakultät die untere, weil durch ihre allgemeineren Wissenschaften jeder hindurchgehen mußte; sie galt aber als die bedeutendste: sie allein stellte einst den Rektor, während die anderen Fakultäten nur jede ihren Vorsteher hatten, den man mit astrologischem Ausdrucke nach dem Planeten, der einem zehngradigen Tierkreisteile vorsteht, den Dekanus nannte. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, als in Berlin die höchsten Staatsbeamten zu Füßen der philosophischen und philosophischen Professoren saßen, verlangte Savigny, ein juristischer Student dürfe in seiner eigenen Fakultät nur 13 bis 15 Stunden wöchentlich hören, um für die philosophische Zeit zu behalten. Wohl lohnt es sich, die tiefen Gedanken eines Kant und Fichte zu lesen, die recht eigentlich die Universität in der philosophischen Fakultät als der einzig freien und im höchsten Sinne wissenschaftlichen sehen. Ihr gehören eigentlich die Gelehrten der anderen Fakultäten an, sobald sie die Praxis verlassen und reine Wissenschaft treiben, sei es als Religions- oder Rechtshistoriker, Religions- oder Rechtsphilosophen, als Physiologen, Biologen oder Anthropologen. Und im Sinne rein theoretischer wissenschaftlicher Arbeit bildet von jeher die philosophische Fakultät eine Einheit, auf die sie stolz sein und die sie sich nicht stören lassen soll. Gern mag man sie die Dienerin der oberen Fakultäten heißen, aber — wie Kant sagt — „nicht ist sie die Dienerin, die jenen die Schleppe nachträgt, sondern ihnen mit der Fackel voranleuchtet.“

In höherem Sinne aber bilden alle Fakultäten, bildet die ganze Wissenschaft eine Allheit und Einheit. Und in schöner, nie getrübler Einigkeit haben gerade bei uns, wo die Interessen oft schärfer als anderwärts sich bekämpfen, alle Fakultäten, Lehrer und Lernende, ein Jahrhundert segensreich zusammengewirkt. Der Nutzen ist uns allen zu gute kommen.

Schon der ebenso tiefe als kühne Gedanke, „beide Religionsparteien den Unterschied ihrer Glaubensmeinungen in bürgerlichen Verhältnissen vergessen zu machen“, mochte für den wissenschaftlichen Betrieb in beiden theologischen Fakultäten ein gutes Vorzeichen sein.

Das zeigten Männer der katholischen Fakultät, wie der energische Anton Dereser, dessen umfassende Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Methode der Exegese hebräischer Bibeltexte zu gute kam, und Franz Karl Movers, der sich mit seinem Werke über die Phönizier seinerzeit Ruhm erworben hat.

Und in der evangelischen Fakultät werden die dogmengeschichtliche Arbeit eines August Hahn, die neutestamentliche Exegese eines Hinrich Middeldorp und eines Franz Steinmeyer und die Namen Weingartens und Wredes nicht vergessen werden.

In der juristischen Fakultät überstrahlt ein großer Name den Glanz der anderen: Theodor Mommsen, der von 1854 bis 1858 in Breslau als Professor des römischen Rechts gelehrt und auch in der philosophischen Fakultät über die Geschichte Roms unter den julischen Kaisern gelesen hat; in Breslau hat er einen großen Teil seiner bedeutendsten Werke, vor allem seiner römischen Geschichte, geschrieben. — Hier auch hat Franz August Alexander Förster, der Klassiker des preußischen Rechts, gelehrt, hier hat der Rechtshistoriker Otto Stobbe seine Geschichte der deutschen Rechtsquellen verfaßt, hier der noch lebende bedeutende Systematiker des deutschen Privatrechts, der Schöpfer der deutschen Genossenschaftstheorie, gelehrt.

Gewaltig sind die Erfolge der medizinischen Wissenschaft, die im 19. Jahrhundert — nach endgültigem Bruche mit der philosophischen Spekulation — sich den beispiellosen Aufschwung der experimentellen Wissenschaft zunutze gemacht, sich über allerlei einander befeh-

dende Sekten erhoben und zu einem Zweige der Naturwissenschaft gebildet hat; die Folge war, daß sie eine segensreiche Spezialisierung erfuhr und eine experimentelle Pathologie, eine Biologie, eine Augenheilkunde, eine Hygiene und andere Zweige erwachsen sah. Ihren vollen Anteil hat an diesem ruhmreichen Gange die Breslauer Fakultät, und die Institute, die aus elenden Kammern zu Palästen geworden sind, zeugen von dieser großen Entwicklung zum Segen der leidenden Menschheit. Hier hat Johannes Evangelista Purkinje die Physiologie zu einer selbständigen Wissenschaft gemacht und Rudolf Heidenhain seine Arbeiten zur Muskelphysiologie, über das Wesen der Absonderung und über Lymphbildung geschaffen; in Breslau hat Friedrich Theodor Frerichs als Kliniker gewirkt, Albert Theodor Middeldorpf seine galvanoplastische Operationsmethode eingeführt, Johannes Mikulicz seine Untersuchungen über Antisepsis gemacht und so vieles auf technisch-chirurgischem Gebiete erreicht, Karl Wernicke seine Gehirnpathologie, Richard Förster Unvergängliches auf dem neuen Gebiete der Augenheilkunde geschaffen.

Auch an den glänzenden Erfolgen der Naturwissenschaften, die sich heute mutvoll an die Lösung der höchsten Probleme wagen, hat unsere Universität ihren Anteil. In der Geologie hat Ferdinand Roemer als bester Kenner der paläozoischen Formationen und als bedeutender Lehrer gewirkt, in der Botanik der durch seine phytopaläontologischen Arbeiten berühmte Heinrich Göppert und Ferdinand Cohn, den man wohl den Vater der Bakteriologie genannt hat, der Lehrer von Robert Koch. Vor allem aber sei Robert Wilhelm Bunsen genannt. Er, der durch seine Untersuchung der Kakodylverbindungen und durch geologische Entdeckungen einen Namen erworben hatte, stellte hier das Magnesium elektrolytisch her; gemeinsam mit Robert Kirchhoff wirkte er

in Breslau, mit dem zusammen er dann in Heidelberg die Spektralanalyse entdecken sollte. In Breslau schrieb Lothar Meyer seine „moderne Theorie der Chemie“. Hier lehrte Johann Gottfried Galle, dessen Name durch die Auffindung des Planeten Neptun bekannt ist. Die mathematische Physik, aber auch die Analysis sind durch den großen Mathematiker Gustave Lejeune Dirichlet bereichert worden; so auch die Zahlentheorie durch ihn und späterhin durch Ernst Eduard Kummer. Und mit den Naturwissenschaften steht in enger Verbindung die rührige Arbeit des 1881 gegründeten landwirtschaftlichen Instituts.

Die Fortschritte der sogenannten Geisteswissenschaften sind, wenn auch für weitere Kreise nicht so augenfällig, doch vielleicht nicht minder groß. In der Sprachwissenschaft wird Heinrich Bernstein als einer der größten Orientalisten, Adolf Stenzler als einer der besten Sanskritisten seiner Zeit genannt; in der klassischen Philologie leuchten die Namen Friedrich Heindorf und Friedrich Ritschl, und auch die eines Franz Passow, Friedrich Haase und Wilhelm Studemund haben guten Klang. In der Geschichtswissenschaft galt Ludwig Wachler als Lehrer von Ruf; besonderen Dank weiß Schlesien der kritischen und methodischen Arbeit Gustav Adolf Stenzels, den wir den Schöpfer schlesischer Spezialgeschichte nennen dürfen. Friedrich von Raumer hat in Breslau als Professor der Staatswissenschaft und Historie gelehrt, er hat hier seine große Geschichte der Hohenstaufen geschrieben, und für Preußen hat er als wichtigster Gehilfe beim Ausbau der Stein-Hardenbergschen Reform große Bedeutung gewonnen. Und um die germanistische Wissenschaft hat sich einst ihr Gründer, Friedrich Heinrich von der Hagen, und später einer der tüchtigsten Söhne Schlesiens, Karl Weinhold, verdient gemacht.

Die Träger aller dieser großen Namen sind längst dahingegangen; viele aber, die einst in Breslau wirkten, lehren jetzt an anderer Stätte, und manche von ihnen weilen heute hier in unserem Kreise. Dank sei ihnen allen, deren Arbeit, weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus, der Welt zu Nutzen geworden ist.

Das Erblühen der Wissenschaften an unseren Universitäten im 19. Jahrhundert ist ein Spiegelbild der ruhmreichen Geschichte von Preußen und Deutschland. 1811 lag Preußen zu Boden unter dem Drucke des französischen Weltherrschers. „Deutsches Volk, Du konntest fallen, aber sinken kannst Du nicht!“ Eine gewaltige sittliche und geistige Kraft war gesammelt, sie überwand die Schmach so plötzlichen Schlages. Als das Schicksal Napoleons sich in Rußland erfüllte, da sollte Breslau der Boden, unsere Universität die Stätte sein, wo der Wille der Erhebung zur Tat reifte. Scharnhorst setzte bei dem zögernden König den „Aufruf an mein Volk!“ durch; und am 10. Februar 1813 hielt in seiner Hörsaal Professor Henrik Steffens — eine Ehrentafel wird es künden — die herrliche Rede, die Studenten und Professoren und die Bürger zu den Waffen begeisterte. Das ist der höchste Augenblick, die erhabenste Erinnerung in der Geschichte Breslaus und seiner Universität. Und mit diesem großen Tage begann die Siegesbahn unseres Volkes. Wohl ging der Weg, nach anfangs steilem Aufstieg, durch Täler und Tiefen; es kamen die Zeiten der Reaktion, der Verfolgung freien Denkens. Den Universitäten haben sie keinen dauernden Schaden zugefügt, denn die Regierung, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts den großen Gedanken der frei forschenden Universitäten verwirklicht hatte, blieb sich auch in dunkler Zeit wohl bewußt, daß keine Staatsform je auf die Dauer der unhemmbaren Wahrheit entgentreten und der freien Forschung und Lehre als ihrer besten Bundesgenossin entbehren kann. Und bis auf heute sind wir unsern Regie-

rungen in Deutschland dankbar, daß sie die Freiheit und die Verfassungsformen unserer Universitäten weise schützen. Jene sonnenlosen Tage der Reaktion aber haben nicht hindern können, daß die gestreute Saat herrlich aufging: in demselben Geiste, der 1813 Breslau hatte aufjubeln lassen in freudiger Hingebung an König und Vaterland, erscholl aus Breslaus Bürgerschaft im Mai 1866 an den König Wilhelm jener Zuruf treuen Vertrauens, der ihm so wohl tat. Und wie im Bruderkriege von 1866, so haben auch 1870/71 Schlesiens Söhne ihren Mann gestanden: der Waffenruhm der schlesischen Regimenter ist des Zeuge. Studenten aber und Lehrer unserer Universität schritten allzeit voran, als die begeisterungsfrohen Taten der Tapferkeit die preußischen Herrscher auf die Höhe führten, von der unser König jetzt weithin schaut über die deutschen Lande und das Meer.

In diesem Ringen, Hoffen und Harren und Siegen unseres Volkes ist die akademische Jugend eine Führerin gewesen zu den ruhmvollen und glücklichen Tagen des deutschen Reiches. Zu ihnen war heute vor fünfzig Jahren die Jubelfeier unserer Universität ein schön-gestimmter Vorklang. Manch einem alten Breslauer ist noch die Erinnerung daran lebendig, und verehrte Kollegen wissen noch zu erzählen von der Lust jener Tage, wo sich mit der *libertas academica* auch die *licentia* einte.

Und diese akademische Freiheit ist ein Abglanz alterwürdiger Rechte und Sitten. Als Kaiser Friedrich Barbarossa 1155 vor Bologna lagerte, da hatten sich die Scholaren bei ihm beschwert, daß sie von Gläubigern und Philistern arg bedrängt würden, und in dem Privileg der *Authentica „Habita“* von 1158 gestand er Magistern und Scholaren sicheres Geleit und Schutz vor Gewalttat zu. Solche und andere Privilegien, mit denen die *universitates* als Scholarenkorporationen ausgestattet waren, sind zu meist längst gefallen, nur einzelne Reste selbständiger

Rechtsverfassung haben sich lange bewahrt. So war zivilrechtlich wichtig, daß Studenten, auch wenn sie nicht großjährig waren, Schulden in bestimmten Grenzen eingehen konnten. Und eine große Milde lag darin, daß die Macht des Gerichts bei Rektor und Senat war. Halten wir fest an solchen Überlieferungen, denn auf dem Boden der alten Privilegien ist das erwachsen, was Ernst Moritz Arndt „die lieblichste und köstlichste Blume des germanischen Geistes“ genannt hat, die akademische Freiheit. Zwar sind Ungebundenheit, Lust und Poesie des deutschen Studentenlebens nicht gleichbedeutend mit ihr, aber sie hängen doch eng mit der Sonderstellung unserer Universitäten zusammen. Man soll nicht daran rühren. Auch unser ganzes Verbindungswesen ist in mancher Hinsicht darauf begründet. Es hat, so unberechtigt der Vorwurf geringeren Fleißes ist, vielleicht einige Schattenseiten: vor allem die, daß es den Verkehr unserer Studenten untereinander im Leben und bei wissenschaftlicher Arbeit sehr zersplittert. Freilich bei uns in Breslau zeigt sich dieser Nachteil weniger stark als an anderen Universitäten. Wertvoll ist jedoch, daß in den Verbindungen meist Zucht und Ordnung und ein gemeinsamer Geist gepflegt und dadurch unsere Studentenschaft der heillosen Parteipolitik ferngehalten wird, die das akademische Leben in andern Ländern oft vergiftet. Die Jugend mag sich über die politische Lage unterrichten; aber dem Parteigetriebe bleibe sie fern, es nimmt den Duft von der Blüte des akademischen Lebens. Das aber ist wieder die Poesie der Verbindung, daß jeder für sie wie für eine hohe Sache eintritt und in froh übertreibendem Jugendidealismus glaubt, mit dem Wohle seiner Körperschaft sei das Wohl des Staates, ja der Welt eng verbunden. Und in fröhlichen Festzeiten werden mit den Jungen die Alten wieder jung — ja, es liegt eine Poesie in der Pflege des engen Kreises. Geschadet aber hat sie nie, denn vergessen wird sie, sobald ein

großes Ziel winkt und unser friedssames, deutsches Volk sich gegen Feinde zur Wehr setzen muß. Dann wird die akademische Jugend ihren alten Wert bewähren: den persönlichen Mut, das bescheidene Bewußtsein kraftvollen Könnens von Geist und Körper, kurz — den Sinn des großen Helden, der nie das Fürchten gelernt, unseres Bismarck.

Dieser Sinn soll uns bleiben — dann steht unsere Sache gut, wie immer sich die Schicksale unserer Universitäten gestalten. Zur Zeit des Humanismus und wiederum zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts haben sich die alten korporativen Formen unserer hohen Schulen mit neuem Geist erfüllt; so werden sich auch fernerhin alte und neue Bildungswünsche in Einklang bringen lassen. Es ist heute Sitte, nach gewaltsamen Reformen zu rufen; ihre Bedeutung wird überschätzt, denn große und dauernd wertvolle Neuerungen setzen sich mit den Leistungen großer Geister langsam von selber durch. Und der Staat schützt seine Universitäten am besten, wenn er eine so hohe Vorbildung aller Hörer fordert, daß das Niveau unserer Arbeit nicht sinkt. Nur dann können wir das höchste Ziel erreichen: zu selbständigem Forschen zu erziehen. Nicht auf das tote Wissen, das den Kopf unnütz belastet und in Büchern gedruckt steht, nur auf das lebendige Können kommt es an. Halten wir darum auch hoch die Ehrung selbständiger Forschung, den Dokortitel, der im 13. Jahrhundert als eine Art Adel galt. Indem wir aber dazu erziehen, daß die Jüngeren mit starkem Können ihr alles an eine große Aufgabe setzen lernen, gewinnen wir dem Staate Männer von Selbstvertrauen, Charakter und Überzeugungstreue.

Und so ergibt sich für uns Lehrer der Universität als höchste Pflicht: unbeschränktes Forschen nach Wahrheit und begeisternde und klare Lehre, die den Enthusiasmus weckt und die treibende Kraft ist in Wissenschaft und

Kunst. Hoc signo vincemus! Dadurch wurden wir groß, und ein Jahrhundert schon danket der Treue, die hier das Prometheusfeuer gehütet.

Ihr, meine Freunde, die Blüte der Jugend, die Hoffnung des Volkes, schützet auch Ihr die heiligen Güter mit starkem Arm und dem Schwerte des Geistes! Und nach aber hundert Jahren strahle sie im Lichte der Geistesfreiheit und in alter Schönheit, unsre teure Alma Mater Vratislaviensis!



Das älteste Aktenstück zur Vereinigung der Frankfurter und der Breslauer Universität.

Durch einen kurzen Hinweis, den Max Lenz im ersten Bande seiner „Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin“ (Halle 1910), S. 161, gegeben hat, wurde ich darauf geführt, daß der Oberkonsistorialrat Johann Wilhelm Heinrich Nolte¹⁾ der erste gewesen ist, der den Gedanken einer Verschmelzung der Frankfurter Viadrina und der Breslauer Leopoldina ausgesprochen und dem Könige vorgetragen hat. Zwar mag der Wunsch einer Universitätsgründung, wie Richard Foerster in der „Schlesischen Zeitung“ von 1907 (Nr. 70 und 73) ausgeführt hat, schon im September 1807 aufgetaucht sein; aber der Vorschlag, beide Universitäten zu vereinigen, ist zuerst in einer Immediateingabe Noltés vom 20. Oktober 1808 geäußert worden. Max Lenz weiß ich Dank, daß er die große Güte gehabt hat, mir auf meine Bitte den Text aus den Akten des Kultusministeriums (I No. 1, vol. I, fol. 63), abzuschreiben.²⁾

„Ew. Königliche Majestät geruhen zu *erlauben*, daß ich *eines*, mit dem Kirchlichen und Schulwesen in der genauesten

¹⁾ J. W. H. Nolte, geboren zu Berlin 1768, studierte in Halle Theologie, war dann Sekretär bei Graf von Herzberg und seit 1791 Lehrer am Pädagogium an der Realschule und dann am Friedrich-Wilhelmsgymnasium in Berlin; später war er Oberkonsistorialrat in Berlin, Potsdam und Brandenburg. Nolte hat sich besonders um das Militärschulwesen als Organisator verdient gemacht. Er ist 1832 gestorben.

²⁾ Das von Nolte Unterstrichene ist gesperrt, das von anderer Hand rot Angestrichene kursiv gedruckt.

Verbindung stehenden Gegenstandes — *der Universitäten* — noch besonders erwähne.

Allerhöchstdieselben haben beschlossen, *eine höhere wissenschaftliche Lehranstalt in Berlin errichten zu lassen*. Daß, durch Vollführung dieses Beschlusses, die der Residenz so nahe liegende *Universität zu Frankfurth an der Oder* an Frequenz der Studirenden außerordentlich leiden werde, kann keinem Zweifel unterworfen sein; es läßt sich vielmehr, mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit, voraussehen, daß jene ehrwürdige, um das Vaterland so wohl verdiente Bildungsanstalt — falls man nicht ihre Fonds beträchtlich vermehrt, die vakanten Lehrstühle besetzt, mehrere neue errichtet, und manches kostspielige Institut bey derselben organisirt, — den ungleichen Kampf mit dem gewiß begünstigtern Berlin zu übernehmen, keinesweges im Stande seyn, vielmehr in eine Lage gesetzt werden würde, die wohl nicht geeignet seyn mögte, den Muth der Lehrenden und Lernenden zu beleben.

So fern nun Ew. Königlichen Majestät beregter hoher Beschluß annoch ausgeführt werden sollte, *scheint sehr viel für den allerunterthänigsten Vorschlag zu sprechen*, die Universität zu Frankfurth an der Oder als solche vielmehr ganz einzuziehen, dagegen aber eine *neue höhere Lehranstalt in Breslau zu errichten*. In dieser Stadt befindet sich bereits eine, jedoch unvollständige und nur aus einer katholisch-theologischen und philosophischen Fakultät bestehende Universität, es fehlt daselbst, wie ich vermuthe, nicht an den erforderlichen Gebäuden, und noch weniger an Fonds, sobald nur Ew. Königliche Majestät genehmigen, daß, außer den Einkünften der Universität zu Frankfurth, die ansehnlichen Revenüen der dem Staat verhältnismäßig wenig *nützlichen Ritterakademie zu Liegnitz* für die neue Universität zu Breslau verwandt werden. Mehrere Frankfurter Docenten würden kein Bedenken tragen, einem Rufe dahin zu folgen, andere würden in Berlin willkommen seyn, und derjenigen, welche sich einer Ortsveränderung zu unterziehen nicht geneigt seyn

mögten, würde die Königliche Milde und Gerechtigkeit gewiß auch eingedenk seyn.

Durch Realisirung dieses allerunterthänigsten Vorschlages, den Ew. Königlichen Majestät erleuchtetem Ermessen ich ehrfurchtsvoll anheimgebe, würde der Staat in seinen drey größten *Städten*, in *Berlin*, *Breslau* und *Königsberg* *vollkommene* Universitäten erhalten; jede derselben würde von den andern entfernt genug seyn, um nicht durch eine zu große Nähe zu behindern, und es mögte selbst, nach Beendigung des jetzigen vorübergehenden Zustandes der Dinge, der *Errichtung einer neuen höheren Lehranstalt nicht bedürfen*.

Bereit, meine nur angedeuteten Vorschläge, sobald Ew. Königliche Majestät dieselben Allerhöchst dero Beachtung würdig halten, zu seiner Zeit näher auseinander zu setzen, ersterbe ich mit den Gefühlen der tiefsten Ehrfurcht

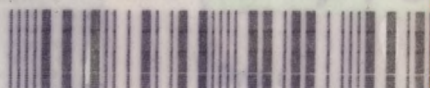
Ew. Königlichen Majestät
alleruntertänigster treuehorsamster

Nolte.“

Berlin, den 20^{ten} Oktober 1808.

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

5746 S



001-005746-00-0

**Zur Jahrhundertfeier der Universität Breslau
erschien in gleichem Verlage:**

Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Universität Breslau. Herausgegeben im Auftrage von Rektor und Senat von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Georg Kaufmann. Zwei Teile.

I. Teil. Geschichte der Universität Breslau 1811—1911 von Georg Kaufmann. Mit einer Abbildung der Universität. XII und 256 Seiten. Geheftet 6 Mk.

II. Teil. Geschichte der Fächer, Institute u. Ämter der Universität Breslau 1811—1911. VIII und 634 Seiten. Geheftet 10 Mk.